



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bosse, Robert: Erinnerungen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Der Grundgedanke der musikalischen Bestrebungen Reichardts ist auf die innige Verschmelzung von Wort und Ton gerichtet. Für die absolute Instrumentalmusik hat er nur wenig Sinn. Darum ist er ein so hoher Verehrer der Werke Glucks, dessen ernste, antik einfache Weisen nichts sein wollen als ein eng anschließendes Gewand der Dichtung. So ist ihm das ideale Ziel der deutschen Tonkunst, den großartigen Fortschritten der deutschen Poesie zu folgen und in Vollständigkeit, Empfindungsgehalt und einfacher Größe mit den klassischen Gedichten zu wetteifern. Darum schöpft er, von Herder und Goethe geleitet, aus dem Borne der Volkspoesie und legt den Liederspielen Goethes ein musikalisches Gewand an. So, hofft er, wird er der deutschen Musik, die in hohem Stile bisher nur mit der italienischen Sprache verbunden war, den nationalen Charakter wiedergewinnen. Denn Reichardt hatte ein hohes Gefühl von nationaler Würde. Einst hatte er dem alten Fritz auf seinen Vorschlag, seinen Namen in Ricciardetto oder Ricciardini umzutaufen, geantwortet, er sei zu stolz darauf, ein Deutscher und Friedrichs Untertan zu sein, als daß er seinen Namen italienisieren möchte. Jetzt schrieb er in seinem Kunstmagazin: Wer da behauptet, daß die deutsche Sprache zur musikalischen Behandlung unfähig sei, spricht seine eigne Schande aus.

So offenbart Reichardt im Kunstmagazin seinen idealen, vorwärts strebenden und auf das Nationale gerichteten Kunstsin.

(Schluß folgt)



## Erinnerungen

von D. Dr. Robert Bosse

Wir bringen hier die Fortsetzung der Erinnerungen des Staatsministers Bosse. Leider hat der Tod dem Verfasser die Feder aus der Hand genommen, als er mit der Darstellung der Studentenzei und der Anfänge seiner amtlichen Laufbahn beschäftigt war; nur einige Bruchstücke davon sind druckfertig in seinem Nachlasse vorgefunden und teilweise unter dem Titel „Im Mai des Lebens“ in dem Jahrbuch „Aus Höhen und Tiefen“ veröffentlicht worden. Was hier vorgelegt wird, das beginnt erst in einer viel spätern Zeit, nämlich mit dem Jahre 1876. Zur Orientierung sei folgendes bemerkt: Bosse wurde 1861 zum Kammerdirektor des Grafen Stolberg-Rosla berufen, 1868 zum Amtshauptmann in Uchte, 1870 zum Konsistorialrat, 1872 zum Regierungs- und Oberpräsidialrat in Hannover befördert. Mit der Übersiedlung von dort nach Berlin 1876 fängt die folgende Erzählung an, die dann ohne Unterbrechung bis zum Jahre 1892 fortgeführt wird.

### Von Hannover nach Berlin (1876)



Am 1. August des Jahres 1870 waren wir in Hannover gewesen. Ich hatte dort verhältnismäßig schnell Wurzel geschlagen. Die amtlichen Verhältnisse waren vollkommen befriedigend; mit den Hannoveranern kam ich vortrefflich aus. Meiner Herkunft nach selbst niedersächsischen Stammes, liebte ich die Art der Bevölkerung. Der Grundzug meiner Stimmung in Hannover war dankbare Freude darüber, daß es mir so gut ging. Jedenfalls dachte ich nicht entfernt daran, eine Änderung meiner amtlichen Verhältnisse zu erwarten oder herbeizuwünschen. Am allerwenigsten dachte ich an Beförderung. Ich hatte in dieser Beziehung weder Ansprüche, noch Wünsche, noch Hoffnungen. Ich war ohne jeden Beamtenehrgeiz. Ich entfinne

mich, daß ich in Hannover nach einem Diner mit dem nachmaligen Oberpräsidenten von Hagemeister in einen scharfen Disput über den Ehrgeiz der Beamten geriet. Ich erklärte, der Ehrgeiz sei sittlich nicht zu rechtfertigen, er komme schließlich doch auf Strebertum hinaus, und das sei nicht zu begünstigen, sondern zu bekämpfen. Herr von Hagemeister, damals Landdrost in Aurich, ein liebenswürdiger und sehr beliebter Mann, wurde über diese meine Auffassung geradezu ungehalten und erregt. Er stellte den Satz auf, daß es keinen tüchtigen Beamten, insbesondre keinen tüchtigen preußischen Beamten ohne Ehrgeiz gebe. Der Ehrgeiz sei der legitime und wirksamste Antrieb zu jeder Beamtentugend und zu allen tüchtigen Leistungen; jeder ordentliche Beamte müsse ehrgeizig sein. Der Ehrgeiz sei also zu pflegen, nicht zu bekämpfen. Wir kamen in diesem Streite zum Ergötzen der übrigen Herren ziemlich scharf aneinander, bis schließlich durch Definition des Begriffs Ehrgeiz eine Art Vermittlung gefunden wurde. Ich war aber durchaus nicht überzeugt, im Unrecht gewesen zu sein. Jedenfalls lag mir der Gedanke ganz fern, eine Versetzung oder Beförderung zu erstreben. Vielleicht hat gerade meine Unbefangenheit auf diesem Gebiete dazu beigetragen, daß ich ohne jede Initiative von meiner Seite, ja oft gegen meine Wünsche und Neigungen dienstlich, wie die Kollegen sagten, Glück hatte und vorwärts kam.

Im Frühjahr 1876 hatte mich mein Chef, der Oberpräsident Graf Botho zu Eulenburg, ohne daß ich es wußte, für die Stelle eines Vortragenden Rats im Staatsministerium vorgeschlagen. Zu dieser Stelle war aber von dem Fürsten Bismarck schon der Landrat Tiedemann berufen. Dann hatte mich der Oberpräsident gefragt, ob ich bereit sei, eine Oberregierungsratsstelle, insbesondre auch die bei der ersten Abtheilung der Regierung in Düsseldorf, anzunehmen. Ich sagte ihm, daß ich überall hingehn würde, wohin ich berufen werden würde. Das entsprach auch ganz meiner Lebensauffassung. Ich hatte eine förmliche Scheu davor, mir irgend eine Lebensstellung selbst auszusuchen und mir den Weg dazu — sei es auch mit ganz unanstößigen Mitteln — selbst zurecht zu machen. Ich sah in der bisherigen Führung meines Lebens überall die freundlichen, unverdient glücklichen Fügungen Gottes, der mir ein über Bitten und Verstehn günstiges Los zugeteilt hatte. Die Stelle in dem Kirchenliede von Bogatzky

Ich will mich nicht mehr selber führen,  
Der Vater soll das Kind regieren —

war der Kanon, der als unverbrüchliche Lebensregel immer wieder durch mein Gemüt tönte. Das entsprach der wesentlich religiösen Stimmung, die durch meine bisherigen Lebensführungen in mir entstanden war. Überdies war meine Naturanlage von Haus aus ziemlich leichtlebig und optimistisch. Genug, ich hatte mich unbedenklich bereit erklärt, als Oberregierungsrat, falls ich dazu ernannt würde, nach Düsseldorf zu gehn. Hinterher freilich kamen mir doch einige Bedenken. Ich erkundigte mich nachträglich in unverfänglicher Weise genauer nach den Düsseldorfer Verhältnissen. Da erfuhr ich, daß das Leben in Düsseldorf zwar sehr gesellig, geistig und künstlerisch angeregt, aber auch sehr teuer sei, viel teurer als in Hannover. Namentlich wurde über die kolossal hohe Kommunalsteuer in Düsseldorf geklagt. Sie sollte 500 bis 600 Prozent der staatlichen Einkommensteuer betragen. Da die Ernennung zum Oberregierungsrat keine Erhöhung im Gehalt mit sich brachte, die Oberregierungsräte vielmehr das ihnen nach ihrem Dienstalter zustehende Regierungsratsgehalt und daneben nur eine Funktionszulage von 300 Talern bezogen, so ließ sich leicht berechnen, daß allein das in Düsseldorf zu zahlende Mehr an Kommunalsteuern diese Funktionszulage ganz oder zum größten Teile verschlingen würde. Ich mußte mir sagen, daß die Stellung als Dirigent einer Regierungsabtheilung auch bei der bescheidensten Lebenshaltung ein gewisses Maß von gesellschaftlichem Aufwand unvermeidlich machen, und daß es unmöglich sein würde, in dieser Beziehung uns noch mehr einzuschränken, als es in Hannover

ohnehin geschah und geschehn mußte. Das Einzige, was ich mir dort etwas anders gewünscht hätte, war unsre wirtschaftliche Lage. Die Knappheit unsrer Mittel legte uns in Hannover, wo wir in den ersten Kreisen des Beamtentums und der Stadt verkehrten, gewisse Beschränkungen auf, unter denen ich namentlich meine wirtschaftlich äußerst gewissenhafte Frau, auch wenn sie nicht darüber klagte, leiden sah. Unter diesen Umständen erfüllte mich der Gedanke an Düsseldorf doch zuweilen mit bangen Besorgnissen. Aber die bisherigen Erfahrungen, daß wir schließlich nie wirklichen Mangel gelitten hatten, daß es vielmehr immer gelungen war, das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben und eine vollkommen geordnete Wirtschaft aufrecht zu erhalten, und daß wir, wenn wirklich einmal Not zu drohen schien, durch plötzliche und unerwartete Hilfe immer wieder ganz exträglich zurecht gekommen waren, beschwichtigten meine Besorgnisse. Ich sagte also weder dem Oberpräsidenten noch einem andern etwas von meinen Sorgen, wenn ich auch im tiefsten Herzen wohl den geheimen Wunsch hegen mochte, daß mir die fragwürdige Beförderung nach Düsseldorf erspart bleiben möchte. Wäre die Berufung gekommen, so wäre ich hingegangen; aber im tiefsten Herzen wünschte ich, daß sie nicht kommen möchte.

Da erhielt ich am 14. Juli 1876 ganz unerwartet einen Brief des Unterstaatssekretärs im Kultusministerium Dr. Sydow mit der Anfrage, ob ich geneigt sei, die durch den Übertritt des Geheimen Oberregierungsrats Dahrenstädt in das Oberverwaltungsgericht zum 1. Oktober frei werdende Stelle eines Vortragenden Rats im Kultusministerium anzunehmen, vorläufig natürlich kommissarisch, also auf Probe. Das Gehalt der Stelle betrug 7500 Mark (später aufsteigend bis 9900 Mark) und der Wohnungsgeldzuschuß 1200 Mark. Das war ja die beste Lösung, die kommen konnte. Ich zweifelte nicht einen Augenblick, daß ich annehmen müßte. Auch der warme Ton, den ich in dem Schreiben Sydows fand, tat mir wohl. Er schrieb, ich sei ihm nicht mehr fremd. Unsrer persönliche Begegnung vor etwa drei Jahren sei zwar nur eine flüchtige gewesen. Aus vielen Arbeiten und aus den Urteilen derer, die mich näher kannten, sei ich ihm wert geworden, und er sei überzeugt, auch der Herr Minister, der zurzeit auf Urlaub sei, werde, wenn er seine Wahl auf mich lenke, mir mit unbedingtem Vertrauen entgegenkommen. Ich aber werde in ein tüchtiges, durch die Namen Lucanus und Barthausen mir zum Teil recht nahe stehendes Kollegium eintreten. Wenn auch meine Beziehungen zu dem Geheimen Rat Lucanus nur locker waren, so waren die zu meinem alten Universitätsfreunde Barthausen desto wärmer. Selbstverständlich ging ich sofort zu meinem Chef, zeigte ihm den Sydowschen Brief und bat um seinen Rat. Der Oberpräsident sagte mir, er sei in solchen Dingen fatalist, die Berufung nach Düsseldorf sei noch ganz unsicher, er würde einfach auf die Sydowsche Offerte eingehn. Das tat ich denn auch und wurde zu Anfang des Monats September nach Berlin berufen. In Hannover wurde ich in üblicher Weise weggeessen, und am 7. September ging ich — zunächst allein und ohne die Meinigen — nach Berlin, wo ich in der Potsdamer Straße eine sehr behagliche möblierte Wohnung fand. Harmlos und „mit rührender Unbefangenheit“ trat ich in den großen Kreis neuer Kollegen und Aufgaben ein. Ansprüche hatte ich nicht und machte ich nicht. Was mich beherrschte und mein Leben bestimmte, war der Gedanke an Pflicht und Schuldigkeit. So war ich in den großen Strom des hauptstädtischen Lebens eingemündet.

### Zwei Jahre im Kultusministerium (1876 bis 1878)

Der Minister Fall zeigte sich, als ich mich zu Anfang September 1876 bei ihm meldete, ernst, aber gütig und freundlich. Am meisten Zutrauen gewann ich zu dem Unterstaatssekretär Sydow, der mich mit einer gewissen väterlichen Zuneigung behandelte, die mir wohl tat. Er war von unnatürlich kleiner und überdies gebrechlicher Gestalt, aber nicht bloß ein bedeutender Mann und ungewöhnlich

tüchtiger Beamter, sondern auch ein lauterer und edler Mensch. Mit Recht wurde er von allen Vortragenden Räten im Ministerium, auch von den mehr oder weniger frondierenden, aufs höchste respektiert. Übrigens war jedermann davon durchdrungen, daß er nicht mit sich spaßen ließ. Für den Minister Falk war er ein geradezu idealer Unterstaatssekretär. Er nahm ihm eigentlich das gesamte laufende Geschäft in einem Umfang ab, wie ich es kaum jemals in andern Ministerien gefunden habe, sodaß Falk für die großen politischen und kirchenpolitischen Fragen und für die damals nicht leichte parlamentarische Tätigkeit in beneidenswerter Weise Zeit und Freiheit gewann. Sydow identifizierte sich mit dem Minister vollständig und leistete trotz seines gebrechlichen Körpers Bewundernswertes. Neben den Unterstaatssekretärgeschäften hatte er die Leitung der Medizinalabteilung und den Vorsitz in der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen. Unter ihm wirkten im Ministerium noch die beiden Ministerialdirektoren Greiff und Förster. Greiff leitete die Unterrichtsabteilung, Förster die geistliche Abteilung. Förster galt als ausgesprochen liberal und war die den Konservativen und dem Zentrum am wenigsten genehme Persönlichkeit im Ministerium. Greiff, ein lebenswürdiger Herr von freundlichen Formen, bewältigte eine Fülle von Geschäften, ohne in grundsätzlichen Fragen besonders hervorzutreten. Beide Direktoren kamen mir freundlich entgegen. Dasselbe gilt von den Ministerialräten. Deren gab es damals im Kultusministerium, wie mir schon in den ersten Tagen klar wurde, drei verschiedene Arten. Die Mehrzahl der Räte stand mit Überzeugung oder doch ausgesprochen auf dem Boden der Falk-Sydowschen Politik und trieb den Kulturkampf und auch das Einlenken in mehr liberale Bahnen ehrlich und eifrig mit einer gewissen Begeisterung. Diese waren im Ministerium die Tonangeber, und einige von ihnen genossen das Vertrauen des Ministers in besonderem Grade. Andre standen der Falkschen Richtung innerlich mehr schwankend, unsicher oder auch mehr oder weniger gleichgiltig und zaudernd gegenüber, machten aber mit, ohne sich auszusprechen. Einige wenige endlich von denen, die aus dem Ministerium von Mähler mit übernommen worden waren, machten kein Hehl daraus, daß sie den durch den Minister Falk vertretenen Umschwung nicht billigten, sondern grundsätzlich auf einem von dem des Ministers verschiedenen Boden stünden. Diese Kollegen waren, was sie selbst ganz gerechtfertigt fanden, kalt gestellt, d. h. sie wurden nur mit unwichtigern Sachen, die keine prinzipielle Bedeutung hatten, oder — da es dergleichen Sachen nicht allzuviel gab — so gut wie gar nicht beschäftigt. Man ließ sie, wie man sagte, spazieren gehn. Sie kamen aber zu den Abteilungssitzungen und wurden von den Vorgesetzten mit aller Höflichkeit behandelt. Mir gefiel es, daß man es vermied, diese immerhin doch nicht gerade bequemen Elemente etwa durch eine demonstrativ üble Behandlung zur Pensionierung zu drängen. Die Zahl der Räte und Hilfsarbeiter mochte etwa die Hälfte der jetzigen Zahl betragen. Im allgemeinen hatte jeder sein reichliches Teil Arbeit. Es wurde viel, und wie ich bald sah, formell sehr gut gearbeitet. Der Unterstaatssekretär übte eine scharfe und gefürchtete Kontrolle.

Das war der Kreis, in den ich im September 1876 eintrat. Mein Arbeitsgebiet war das Justitiariat für die höhern Lehranstalten, und ich war im allgemeinen für diesen Geschäftszweig dadurch einigermaßen vorgebildet, daß ich in Hannover neben meinen Geschäften im Oberpräsidium das Justitiariat im Provinzialschulkollegium fünf Jahre lang bearbeitet hatte. Daneben bekam ich in Berlin ein wenig umfangreiches Referat in der Medizinalabteilung zugeteilt, das aber mein Interesse stark in Anspruch nahm, da mir die ersten grundlegenden Vorarbeiten für die damals in Aussicht genommene Organisation des ärztlichen Standes zufielen. Meine beiden Referate gewährten mir hinreichende Beschäftigung, und ich arbeitete damals leicht und mit Lust. Mit den schwebenden politischen und kirchenpolitischen Fragen hatte ich nicht das Mindeste zu tun. Mein Unterrichtsreferat brachte mich in nähere Berührung mit drei ebenso tüchtigen wie lebenswürdigen

technischen Kollegen, den Geheimen Räten Dr. Bonitz, Dr. Stauder und Dr. Gandtner, mit denen ich ohne jeden Zwischenfall immer in der freundschaftlichsten Weise verkehrt habe. Unsere Arbeitszimmer im Ministerium lagen dicht beieinander. Bedurfte ich einer Auskunft über schultechnische Fragen, so ging ich zu ihnen, und hatten sie mich in juristischen oder administrativen Dingen nötig, so kamen sie zu mir herüber, und so wurden alle Zweifel in zwangloser und freundschaftlicher Besprechung bei einer Zigarre zu allseitiger Befriedigung gelöst. Ich denke mit dankbarer Freude an diesen kollegialischen Verkehr zurück. Stauder war Katholik, ein kluger und gewandter Mann, der damals bei den Etatsberatungen im Landtage ziemlich scharf für die Tendenzen der fallischen Schulpolitik eintrat und deshalb dem Zentrum eine Zeit lang für einigermaßen suspekt galt. Gandtner stammte aus Wiehe, dem Geburtsort Leopolds von Ranke. Über die Verhältnisse in Wiehe und dessen Umgebungen war ich von Rosla aus ziemlich genau unterrichtet, und daraus erwuchs zwischen Gandtner und mir eine Art heimatischer Vertraulichkeit und Gemütlichkeit. Bonitz überragte beide an Gelehrsamkeit und geistiger Bedeutung. Er war früher Professor an der Universität Wien und mehrere Jahre lang im österreichischen Unterrichtsministerium beschäftigt gewesen und hatte die österreichischen höhern Schulen mit anerkanntem Geschick selbständig so reorganisiert, wie sie im wesentlichen noch heute bestehen. Von Wien aus war er wieder in den preussischen Schuldienst zurückgekehrt und Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin geworden. Aus dieser Stellung gewann ihn Fall zum Nachfolger des in den Ruhestand tretenden Geheimen Oberregierungsrats Dr. Wiehe, und man knüpfte, da Bonitz auf politischem wie kirchlichem Gebiete liberalern Anschauungen huldigte, an seine Berufung in die preussische höhere Unterrichtsverwaltung sehr weitgehende Hoffnungen auf eine tiefgreifende Umgestaltung unsers gesamten höhern Schulwesens. Diese Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Bonitz war ein Gelehrter, vielleicht seinerzeit der gediegenste Kenner des Plato und Aristoteles, ein ungemein fein und vielseitig gebildeter Mann, klug und geistvoll, aber nicht gerade hervorragend in der Erledigung von Verwaltungsgeschäften. Er kam langsam und schwer zu dem Entschlusse einer einschneidenden Anordnung, und seine Verfügungen litten durch das Bestreben, recht deutlich zu sein und alle Mißverständnisse auszuschließen, nicht selten an einer unpraktischen, allzu wortreichen Breite. Immerhin war er damals noch frisch, arbeits- und tatenlustig, ein anregender und liebenswürdiger Kollege. Dienstreisen in seiner Gesellschaft waren in hohem Grade genussreich. Ich habe ihn Gymnasialklassen revidieren sehen, wobei er Schüler und Lehrer meisterhaft zu fesseln und mit wahrhaft attischer Grazie die reichen Schätze seines Wissens praktisch zu verwerten wußte. Wir haben uns auf solchen gemeinsamen Dienstreisen wiederholt auch über unsre verschiedene Stellung zu den großen religiösen Lebensfragen ausgesprochen, und es stellte sich dabei heraus, daß ich im Gegensatz zu ihm ganz auf dem Standpunkte seines Amtsvorgängers Wiehe stand, dem er im übrigen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Aber niemals haben unsre Dispute bei aller Entschiedenheit des kirchlichen Gegensatzes unserm kollegialischen Einbernehmen und gegenseitigen Vertrauen Eintrag getan. Ein warmer Idealismus, der uns beide beselte, glich die Gegensätze immer wieder freundlich aus.

In meine Amtsgeschäfte lebte ich mich leicht und freudig ein, obwohl meine Lage in den ersten Monaten dadurch bedeutend erschwert wurde, daß ich viermal in der Woche an den unter dem Vorsitz des Ministers abgehaltenen Konferenzen zur Vorberatung eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes teilzunehmen hatte. Der Minister hatte einen Entwurf für dieses umfassende Gesetzgebungswerk aufstellen lassen, der uns metallographiert zugestellt und in jenen Konferenzen Paragraph für Paragraph durchberaten wurde. Der Minister hatte die Absicht, zur Ausführung des Artikels 26 der Verfassungsurkunde ein Gesetz im Landtage vorzulegen, das das ganze Unterrichtswesen, also die Universitäten, die technischen Hochschulanstalten, die Gym-

naßen, Realschulen, Mittel- und Volksschulen sowie das Privatschulwesen regeln sollte, eine wahre Riesenaufgabe, deren Vorbereitung alle Kräfte der beiden Unterrichtsabteilungen bis zur Erschöpfung in Anspruch nahm. Soweit es sich in den Konferenzen um die höhern und die Privatschulen handelte, hatte ich ein ausführliches Protokoll über die Verhandlungen zu führen und nach Maßgabe der gefaßten Beschlüsse und der von dem Minister getroffenen Entscheidungen die einzelnen Paragraphen zu formulieren. Die Konferenzen dauerten von zehn Uhr Vormittags bis zwei Uhr Mittags, auch wohl noch länger, und das Protokoll mit den dazu gehörigen Formulierungen sollte, wenn irgend möglich, jedesmal am folgenden Vormittage in der Hand des Unterstaatssekretärs sein. Dadurch wurde meine ganze Zeit und Arbeitskraft in Anspruch genommen. Ich erledigte nach den Konferenzen die allerdringendsten Geschäfte meines Referats auf dem Ministerium, ging dann zu Tisch, und unmittelbar nach Tisch setzte ich mich zuhause an den Arbeitstisch und arbeitete mein Protokoll und die dazu gehörigen Formulierungen sorgfältig aus. Das dauerte regelmäßig bis tief in die Nacht hinein, und nicht selten hatte ich, wenn diese Arbeit getan war, noch einige größere Sachen aus meinem Referat zu erledigen, sodaß ich nie vor ein Uhr, oft nicht vor zwei Uhr ins Bett kam. Aber ich war jung und gesund und hatte lebendiges Interesse an der Arbeit, sodaß ich immer rechtzeitig fertig wurde. Ich fühlte aber doch schließlich, daß dieses Übermaß intensiver Arbeit mich mehr anstrengte, als für mein körperliches Befinden gut war. Im Frühjahr hörten dann diese Konferenzen vorläufig auf. Sie sind mir sehr nützlich gewesen, und ich habe die geistige Kraft des Ministers angestaunt, der mit dem Unterstaatssekretär die Diskussion vollständig beherrschte und sie, obwohl nicht über das Knie gebrochen wurde, doch so geschickt zu leiten wußte, daß die Arbeit glatt und schnell voranschritt und, soviel ich mich entsinne, auch noch im Laufe des Winters insoweit zum Abschluß kam, daß ein vollständig formulierter vorläufiger Entwurf gedruckt werden konnte.

Gegen Ende Oktober sagte mir der Unterstaatssekretär, ich könne unbedenklich meine Familie nach Berlin kommen lassen. Das war mir außerordentlich erwünscht. Nicht nur, weil mir das einsame Strohwitwerleben auf die Dauer wenig behagte, sondern auch aus finanziellen Gründen. Der doppelte Haushalt in Hannover und in Berlin war für meine Mittel zu kostspielig. Wir mieteten eine unsern Verhältnissen angemessene freundliche Wohnung am Sitzowplatz, und ich durfte nunmehr mit Sicherheit annehmen, daß der Minister mich zu behalten und im Ministerium fest anzustellen entschlossen sei. In der Tat wurde ich am 23. Dezember zum Geheimen Regierungs- und Vortragenden Rat im Kultusministerium ernannt. Tags darauf, am Weihnachtsheligenabend, durfte ich die vom Könige vollzogene Bestallung meiner Frau unter den Christbaum legen. Dankbar feierten wir mit unsern fünf gedeihlich heranwachsenden Kindern fröhliche Weihnachten. Erst jetzt fühlten wir uns dauernd an Berlin gebunden.

Auch das gesellige Leben gestaltete sich befriedigend. Mit meinem Kollegen Barthausen und seiner Familie verband uns ein reger, zwangloser, freundschaftlicher Verkehr. Die Räte des Ministeriums luden sich und ihre Damen jährlich einmal gegenseitig ein. Bei den wohlhabendern erfolgte die Einladung zum Mittagessen, bei den weniger gut gestellten zum Tee und Abendbrot. Sehr viel kam bei diesen Gesellschaften, an denen auch der Unterstaatssekretär und die Direktoren teilnahmen, nicht heraus, und für manche Familien waren sie immerhin eine etwas kostspielige konventionelle Last. Aber entbehren mochten wir sie nicht. Sie waren der Ausdruck eines gewissen Zusammenhaltens, und zuweilen gewährten sie doch auch nicht geringen geistigen Genuß. So lernte ich bei Bonitz, der Mitglied der Akademie der Wissenschaften war, einzelne Koryphäen der Berliner Gelehrtenwelt kennen, u. a. Mommsen und den Philosophen Zeller, in einem andern Hause den mir höchst sympathischen Historiker Heinrich v. Treitschke und andre Professoren. Jedenfalls empfanden wir es als einen Vorzug, daß wir in einer gesellschaftlichen

Atmosphäre verkehrten, die sich nicht selten über das Niveau der Durchschnittsmittelmäßigkeit stark hinaus hob.

Sehr angenehm waren die gemeinsamen Mittagessen, zu denen sich die Räte und Hilfsarbeiter des Ministeriums damals allmonatlich einmal in einem Restaurant vereinigten. Einer der ältesten Räte und von allen gern gesehen war der Geh. Rat v. Bussow, der diese dem zwanglosen geselligen Verkehr dienenden Zusammenkünfte arrangierte. Es ging dabei sehr einfach her, aber wir waren harmlos vergnügt, und man kam dabei einander näher. Zu diesem Mittagessen — das Kubert kostete drei Mark, und man trank dazu eine halbe oder auch wohl eine ganze Flasche Moselwein oder Bordeaux — wurde regelmäßig auch der Geh. Oberfinanzrat Scholz, der damals Vortragender Rat im Finanzministerium war, eingeladen. Er war unter dem Minister v. Mühler sieben Jahre lang zugleich mit v. Bussow und Lucanus als Assessor im Kultusministerium beschäftigt gewesen, galt mit Recht für sehr tüchtig, war aber seinerzeit nicht mit seinen genannten beiden Kollegen zum Rat befördert worden, obgleich noch eine Stelle eines Vortragenden Rats frei gewesen war. Man schrieb dies im Ministerium dem Einflusse der Frau v. Mühler zu, die gegen Scholz persönlich eingenommen gewesen sei, und zwar angeblich, weil er ihr nicht fromm genug war. Da Scholz wie Jakob um Labans Tochter sieben Jahre um die Stelle eines Vortragenden Rats gedient hatte, so hatte seinerzeit seine Nichtanstellung Aufsehen erregt und war im Kultusministerium selbst der bittersten Kritik begegnet. Scholz war, als der Minister v. Mühler ihm eröffnet hatte, daß er ihn zu seinem Bedauern nicht anstellen könne, unmittelbar zum Finanzminister Camphausen gegangen, hatte ihm sein Mißgeschick erzählt, und dieser nahm den tüchtigen und gewandten Mann ohne weiteres als Hilfsarbeiter ins Finanzministerium, wo er in ganz kurzer Zeit zum Regierungsrat und gleich nachher zum Geheimen Finanzrat aufrückte. Er wurde aber im Kultusministerium noch immer als ein werter Kollege in partibus angesehen. So kam es, daß er an den von dem Geh. Rat v. Bussow arrangierten Dinern des Kultusministeriums regelmäßig teilnahm, bei denen er ein gern gesehener und mit Auszeichnung behandelter Gast war. Nach einem dieser Dinern saß ich mit den Herren Scholz, Lucanus, Barthausen und v. Bussow noch beim Kaffee und einer Zigarre behaglich plaudernd zusammen, als der gute alte v. Bussow plötzlich ganz unmotiviert aufstand, sich vor uns hinstellte und sagte: „Ja seht ihr wohl, ihr jungen Leute, wie es in der Welt zugeht. Ihr alle vier könnt noch Minister werden und werdet euern Weg machen. Nur ich bin zu alt und werde nichts mehr.“ Mit schallendem Gelächter nahmen wir diese seltsame Expektoration oder Prophezeiung auf, die uns damals in der That nahezu an Berrücktheit zu streifen schien. Sicher hat keiner von uns daran gedacht, daß sich die von Bussow uns eröffnete Perspektive wirklich vor uns austun könne. Und doch war es eine Prophezeiung. Scholz wurde zuerst Reichsschatzsekretär und dann preussischer Finanzminister, Lucanus wurde geadelt, zum Chef des Zivilkabinetts ernannt und Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, Barthausen ist Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats geworden, und ich, ohne Frage der „unwahrscheinlichste“ von allen, mußte im Jahre 1892 das Kultusministerium übernehmen. Der alte v. Bussow ist noch lange Mitglied des Kultusministeriums gewesen. Er bearbeitete damals und noch viele Jahre die Angelegenheiten der Volksschullehrer-Witwenkassen, deren Versicherungstechnische und administrative Klippen seine Domäne waren. Später übernahm er — er war künstlerisch begabt — die Denkmalspflege und die Konservierung der Altentümer, wobei er sich trefflich bewährt haben soll. Er trat als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat in den Ruhestand und ist bald danach in Schwerin in Mecklenburg gestorben. Er war ein grundehrlicher, braver Mann.

Noch im Laufe des Jahres 1877 suchte mich eines Tages der damalige Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats Dr. Herrmann auf und machte mir den Vorschlag, entweder als Mitglied des Oberkirchenrats in diesen oder als Direktor eines Provinzialkonsistoriums in die kirchliche Verwaltung einzutreten. Persönlich hatte ich Herrmann

bis dahin nicht gekannt. Er war ein hervorragender Gelehrter von Ruf im Gebiete des Kirchenrechts, stand dogmatisch zwar auf positivem Boden, galt aber kirchenpolitisch als Projektentmacher, der sich mit weitgehenden Reformplänen für die Verfassungsformen der evangelischen Kirche trug. Von konservativer Seite wurde er in der Presse heftig bekämpft und als ein unpraktischer, subjektivistischer, durch und durch doktrinärer und ungeschichtlich gerichteter, eigensinniger Professor bezeichnet. Der Minister Falk, der Unterstaatssekretär Sydow, der Ministerialdirektor Förster standen zu ihm, und in den erbitterten Kämpfen um die der evangelischen Kirche zu gebende Verfassung ist ihm von seinen Gegnern, wie ich glaube, manches Unrecht geschehen. Darauf mag es zurückzuführen sein, daß er der Öffentlichkeit gegenüber leicht nervös und gereizt erschien, und im Kultusministerium erzählte man sich unter der Hand, daß er auch bei den Verhandlungen zwischen ihm und dem Minister zuweilen recht schwierig und unbequem werde. Immerhin hat die damals so viel angefochtene Kirchengemeinde- und Synodalordnung, die im wesentlichen auf Herrmann und Falk zurückzuführen ist, sich nachträglich als recht brauchbar und für die kirchlichen Interessen förderlich erwiesen. Wie dem aber auch sein mag, die positiven Kreise im Lande perhorreszierten ihn. Persönlich war er ohne Zweifel ein hochgebildeter und völlig intakter Mann. Obwohl ich bei meiner Begegnung mit ihm infolge des abfälligen Urteils über ihn, wie es unter meinen Bekannten gäng und gäbe war, sicher eine gewisse Voreingenommenheit gegen ihn hegte, war der Eindruck, den er bei den Verhandlungen mit mir auf mich machte, überwiegend günstig.

Herrmann stieß bei mir auf eine entschiedne Abneigung, mein kaum angestretes, in jeder Beziehung mir zuzagendes Amt im Kultusministerium so schnell wieder zu verlassen. Zwar stellte er mir eine mäßige finanzielle Verbesserung in Aussicht. Allein dieser Gesichtspunkt machte auf mich keinen Eindruck, weil ich das zum Leben nach unsern damaligen Verhältnissen und Bedürfnissen Nötige ebenfalls auch im Kultusministerium hatte. Andererseits verhehlte ich mir nicht, daß mein innerstes Lebensinteresse den religiösen und den kirchlichen Fragen mehr zugewandt war, als denen des höhern Unterrichts und der Medizinalpolizei. Aber es tat mir wohl, meine kirchlichen Interessen sozusagen privatim zu pflegen, ohne unmittelbar in die damals mit Leidenschaft und nicht ohne Gehässigkeit geführten Kämpfe auf kirchlichem Gebiete verflochten zu sein. Zudem deckten sich meine kirchenpolitischen Ansichten keineswegs mit denen meiner kirchlichen Freunde. Ich war persönlich und dogmatisch ein überzeugter evangelischer Christ und besand mich auf Grund eingehender Studien in bewußter Übereinstimmung mit der Bekenntnissubstanz der Symbole. Der einzige Punkt, in dem ich mich den Bekenntnisschriften gegenüber einigermaßen als Reber fühlte, war die Lehre von der menschlichen Freiheit, an der ich als an der unverrückbaren Grundlage meiner ganzen Welt- und Lebensanschauung und insbesondere meines sittlichen Bewußtseins festhielt. Ich hatte auch die Überzeugung gewonnen, daß dieser mein abweichender Standpunkt schriftgemäß sei, und daß auch die meisten Theologen über diesen heikeln Punkt entweder nicht im klaren waren oder ihn sich ähnlich zurechtlegten wie ich. Kurz, diese Reberei, wenn es eine war, machte mir keine ernstlichen Skrupel. Aber kirchenpolitisch war ich ein ärgerer Reber. Es würde zu weit führen, dies hier in den Einzelheiten darzulegen. Meine ganze Stellung zur organisierten Kirche war freier, als die der meisten meiner kirchlichen Freunde, die meines Erachtens die Bedeutung der organisierten Kirche überschätzten und dadurch den evangelischen Begriff der Kirche überhaupt verschoben und eine nach meiner Auffassung menschliche Ordnung (*humani juris*) mit Attributen und Funktionen bekleideten, die sie nach den Bekenntnissen nicht zu beanspruchen hatte. Mir schienen sich daraus Tendenzen zu ergeben, die einerseits die unmittelbar und frei wirkende Macht der christlichen Wahrheit unterschätzten, andererseits aber diese Wahrheit mit allerlei menschlichen Mitteln und Mittelchen zu schützen und zu stützen suchten, die nach meiner Auffassung unnatürlich und an dieser Stelle ungehörig

waren und darum in Wirklichkeit nicht kirchenfördernd und kirchenbauend, sondern im tiefsten Grunde zerbröckelnd und allmählich zerstörend wirken würden.

Dem Präsidenten Herrmann gegenüber machte ich weder aus meiner dogmatischen noch aus meiner kirchenpolitischen Stellung ein Fehl. Ich sagte ihm, daß ich mich unter den obwaltenden Verhältnissen als ungeeignet ansehe, in die praktische kirchliche Verwaltung einzutreten. Er ließ das aber nicht gelten, und ich erbat mir von ihm einige Bedenkzeit. Ich sagte ihm auch, daß ich mich unter allen Umständen der Zustimmung meines Ministers glaube versichern zu müssen. Davon wollte aber Herrmann, was mich stußig machte, nichts wissen. So überlegte ich denn die Sache nochmals für mich und kam bald angesichts der damaligen Verfahrenheit unsrer kirchlichen Verhältnisse zu dem Entschlusse, dankend aber entschieden abzulehnen. Das habe ich denn auch schriftlich getan, und damit war die Sache zu Ende.

Fröhlich und zufrieden durchlebte ich in reichlich bemessener Amtsarbeit das Jahr 1877. Einige größere Dienstreisen führten mich durch die mir bis dahin unbekannt gewesenen Provinzen Posen, Preußen, Hessen-Nassau und durch Oberschlesien. Wohin ich kam, fand ich an den höhern Schulen ein frisches, geistiges Leben, und der Verkehr mit hervorragenden Provinzialschulräten und Direktoren, sowie die Verhandlungen mit den Oberpräsidenten als Vorsitzenden der Provinzialschulkollegien und mit deren Justitiaren gaben eine Fülle dienstlich wertvoller Anregungen, aber auch neuer, wohlthuender und fruchtbarer persönlicher Beziehungen. Dabei lernte ich Land und Leute kennen und gewann ganz neue Einsichten in die wirtschaftlichen, administrativen und Kulturverhältnisse der Landesteile, die mir bis dahin fremd gewesen waren. Ich regte eine ganze Anzahl von Neubauten für höhere Unterrichtsanstalten an und setzte die Bewilligung der dazu nötigen Mittel durch. Das alles erweiterte meinen Gesichtskreis und gab mir Mut und Freude zu meiner dienstlichen Wirksamkeit. Auch mein erstes Auftreten im Abgeordnetenhause bei der Beratung des Kultusetats verlief glücklich. Ich hatte bei dem Finanzminister einen neuen Vermerk zum Etat beantragt, der uns bei der Subventionierung von Kommunalgymnasien, bei denen zum Teil wegen mangelnder Mittel erbarmungswürdige Zustände herrschten, freier stellen sollte. Als mein Etat im Abgeordnetenhause an die Reihe kommen sollte, sagte mir dort der als Kommissar des Finanzministers anwesende Geheime Oberfinanzrat Scholz, er habe die Sache seinem Chef vorgetragen, und dieser sei mit unserm Vorschlag unter der Bedingung einverstanden, daß er vorsichtig genug formuliert werde, um zu weit gehende Ansprüche der Kommunen auszuschließen, und daß dies dem Hause auch unzweideutig in einer vom Kultusministerium abzugebenden Erklärung gesagt werde. Scholz fragte mich, ob ich den Etatsvermerk und die abzugebende Erklärung sofort formulieren könne. Ich erklärte mich — einigermaßen leichtsinnig — dazu bereit, setzte mich im Vorzimmer hin und legte den Entwurf des Vermerks und der dazu abzugebenden Erklärung nach einer halben Stunde Herrn Scholz vor. Beides fand Gnade vor seinen Augen, und ich konnte noch an demselben Tage die Erklärung in einer vielleicht zehn Minuten dauernden Rede vor dem Plenum des Hauses abgeben. Sie wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Das war meine parlamentarische Jungferrede. Sie war ein gutes Omen. Ich bin im Parlament im allgemeinen immer sehr gut behandelt worden. Aber auch meine Vorgesetzten waren mit diesem ersten kleinen parlamentarischen Erfolge zufrieden, und das erfreute mich begreiflicherweise am meisten.

\* \* \*

Unsre Wohnung war am Lützowplatz und gehörte kirchlich zur Zwölfapostelgemeinde. Indessen sagten uns Gottesdienst und Predigt in der Zwölfapostelkirche damals nicht recht zu. Ich beschloß darum, von dem Rechte Gebrauch zu machen, daß in Berlin Neuangezogene für die Zugehörigkeit zur Dom- oder Parochialkirchengemeinde

optieren dürfen, wodurch sie allerdings für die Dauer ihres Wohnsitzes in Berlin gebunden bleiben. Ich optierte — vielleicht etwas voreilig — für die Domgemeinde. Domprediger waren damals die Hofprediger Kögel, Baur und Stöcker, alle drei hervorragende Geistliche und Kanzelredner, hochangesehene Männer und positiven Bekenntnisses. Dazu kam, daß ich Stöcker schon in der Zeit, als ich in Halberstadt Referendar war, persönlich kennen gelernt hatte. Er war damals ein junger, frischer, etwas schüchternen Kandidat, und wir hatten uns einigemal in dem gastlichen Hause des von uns beiden verehrten, originellen, poetisch und rednerisch begabten Dompredigers Hugo Lange getroffen. Seitdem waren zwar mehr als zwanzig Jahre vergangen, ohne daß wir uns wieder gesehen hatten, aber immerhin war jene frühere Bekanntschaft doch ein Anknüpfungspunkt. Überdies war Stöcker mit einer Nichte des von mir überaus geschätzten Geheimen Justizrats Krüger in Halberstadt verheiratet, und auch der alte Feldpropst Thielen, den ich in Hannover im Voettcherischen Hause kennen gelernt hatte, war seines Lobes voll und rühmte bei jeder Gelegenheit die Wirksamkeit, die Stöcker als Militärgeistlicher vor Metz entfaltet hatte. Stöcker war bald nach meinem Eintritt ins Ministerium zu mir gekommen, hatte die alte Bekanntschaft erneuert und mich zum Eintritt in das Komitee der Berliner Stadtmission, deren Leitung er von Brückner übernommen hatte, und deren Entwicklung er mit großem Eifer und Geschick betrieb, angeworben. Jedenfalls schien mir die Domgemeinde mit ihren drei Geistlichen alles zu bieten, was wir für unser kirchliches Leben bedurften. Gleichwohl gewährte uns der Dom auf die Dauer nicht alles, was wir suchten. Weder Kögels, noch Stöckers, noch Baur's Predigtweise sagte uns ganz zu. Alle drei predigten bei aller Begabung und dogmatischen Korrektheit zu polemisch. Sie strafte mit großem Ernst und fesselnder Beredsamkeit die Schäden der Zeit und des Volks. Aber gegen diesen auf das Ganze gehenden polemischen Zug ihrer Predigten trat die seelsorgerische Anwendung des Schrifttextes auf das persönliche Leben des Einzelnen, wie wir sie als unser Bedürfnis empfanden, mehr zurück, und wir, meine Frau sowohl wie ich, kamen wiederholt aus dem Dom mit der Empfindung nach Hause, daß uns Gottesdienst und Predigt, ungeachtet des herrlichen und erhebenden Domchorgesangs, gerade die persönliche Erbauung nicht gewährt hatten, die wir brauchten. Ich habe mich darüber auch einmal gegen Stöcker ausgesprochen. Er war aber der Meinung, daß gerade im Dom, der Kirche des Kaisers, die Predigt ein Zeugnis für das ganze Volk sein müsse, der Einzelne werde auch davon seinen Segen haben. Ich will auch nicht in Abrede stellen, daß wir für die Befriedigung unsers subjektiven geistlichen Bedürfnisses vielleicht zu anspruchsvoll gewesen sein mögen. Genug, wir wurden im Dom nicht recht warm. Am meisten noch bei Baur, bei dem die Innerlichkeit damals mehr zu ihrem Rechte kam, als bei den formvollendeten Predigten Kögels und der feurigen, mehr auf Massenwirkung angelegten Stöckers. Wir gingen allmählich an, dann und wann in die Jakobikirche zu Prediger Dissenhoff zu gehn, dessen Predigt unserm Bedürfnisse mehr entsprach. Allein ausschlaggebend für uns wurde nach einiger Zeit der Umstand, daß uns die Entfernung unsrer Wohnung vom Dom und auch von der Jakobikirche zu groß war. Namentlich meine Frau, deren Zeit und Kräfte durch unsre Kinderschar und den mühseligen Haushalt ohnehin übermäßig in Anspruch genommen waren, konnte auf die Dauer die weiten Kirchwege nicht vertragen. So gern wir beide uns kirchlich dahin hielten, wohin wir ordnungsmäßig gehörten, so wenig konnte ich mich gegen die Erkenntnis verschließen, daß unser sonntäglicher Kirchgang zum Dom dauernd nicht durchzuführen war. Wir fanden aber auch bald einen Ersatz in der unsrer Wohnung ganz nahe gelegenen Kapelle des Elisabethkrankenhauses in der Lühnowstraße. Dort predigte der Pastor Kuhlo, ein alter, erfahrener, lutherischer Geistlicher, überaus schlicht und einfach das Evangelium genau so, wie es uns persönlich nötig war, und je öfter wir ihn hörten, desto lieber wurde er uns. Wir empfingen dort reichen, auch in unserm persönlichen Leben spürbaren Segen, und so kam es, daß wir uns je länger

desto fester an die kleine Anstalts- und Personalgemeinde des Elisabethkrankenhauses angeschlossen und uns dort nicht nur zur Predigt, sondern auch zum Altarsakrament hielten. Dem freundlichen persönlichen Verkehr mit den Domgeistlichen tat das übrigens keinen Eintrag. Auf Kögels Veranlassung trat ich auch in den Vorstand des damals zu neuer Tätigkeit reorganisierten Kirchenbauvereins ein. Jedenfalls fanden wir uns auch kirchlich nunmehr wohl versorgt, und bei dem stillen, geordneten Leben wurde uns Berlin von Tag zu Tag lieber. Zum Elisabethkrankenhause trat ich später — im Frühjahr 1879 — dadurch in ein noch näheres Verhältnis, daß ich zum Mitgliede des Kuratoriums gewählt wurde, dem ich seitdem ununterbrochen angehört habe und noch angehöre. Ich habe dort reichen Segen empfangen, und mein inneres Leben ist von dort aus ganz wesentlich bereichert worden. Diese Verbindung mit dem Elisabethkrankenhause bedeutet deshalb für mich bestimmt eine wichtige Lebensführung, die mich mit tiefem Danke erfüllt.

In ein persönlich freundliches Verhältnis war ich in Berlin zu dem Hofprediger Emil Frommel getreten. Ich hatte ihn schon in Hannover im Boetticherschen Hause kennen gelernt. Seine geistesfrische, künstlerisch angelegte, originelle und harmonische Persönlichkeit, sein fröhliches Herz und die innerliche Freiheit, mit der er sich das Wort des Apostels Paulus „Alles ist euer“ zu eigen machte und alle — auch sich kirchlich oder pietistisch aufdrängende — Philistrität mit geistvollem Humor beiseite schob, waren mir überaus sympathisch. Er mochte das herausfühlen, und so trug jede unsrer Begegnungen das Gepräge besondrer, ungesuchter Herzlichkeit. Ich hatte ihn sehr lieb, und unser ältester Sohn wurde von ihm konfirmiert. Da wir sehr weit voneinander wohnten, so befiel er ihn oft zu Tisch bei sich. Dafür waren wir zwar sehr dankbar. Aber unsern zweiten Sohn und unsre älteste Tochter gaben wir deshalb zum Konfirmandenunterricht an Stöcker, der auch die beiden Kinder, die uns in Berlin noch geboren wurden, getauft hat. Damit kam dann unsre formale Zugehörigkeit zur Domgemeinde doch wieder einigermaßen zur Geltung.

In meinen Tagebuchnotizen aus dem Jahre 1878 findet sich — zum erstenmal wieder seit langer Zeit — eine Andeutung, daß ich auch das politische Leben damals nicht ganz außer acht gelassen habe. Am 8. März 1878 habe ich notiert: „Bismarcks große Reichstagsrede über die Stellvertretung des Reichskanzlers gegen verantwortliche Reichsministerien. Durchschlagender Erfolg. Keiner kann es ihm auch nur annähernd gleich tun. Er beherrscht die Situation, die Sachen und die Menschen.“

In meiner amtlichen Tätigkeit beim Oberpräsidium in Hannover hatte ich auf Wunsch des Oberpräsidenten persönliche Beziehungen mit dem Redaktionspersonal des „Hamburgischen Korrespondenten“ und der „Börsenhalle“ angeknüpft, insbesondere mit Julius Eckardt, Nagel und dem Direktor der Aktiengesellschaft „Hamburger Börsenhalle“, der auch der „Korrespondent“ gehörte, Rosagin. Ich hatte von Hannover aus öfter Nachrichten für den „Hamburger Korrespondenten“ dorthin gegeben, auch dann und wann mit Zustimmung des Oberpräsidenten einen Leitartikel über hannoversche Verhältnisse geschrieben. Im März 1878 suchte mich der Direktor Rosagin in Berlin auf und bat mich, ich möge ihm doch auch von hier aus etwas für den „Hamburger Korrespondenten“ schreiben. Ich hatte aber, wie ich unter dem 12. März notiert habe, keine rechte Freude und vielmehr Zweifel, ob das im Hinblick auf meine amtliche Stellung recht wäre, auch wenn ich — was mir selbstverständlich erschien — im Sinne der Regierung schriebe. Nur bei besondern Anlässen, wenn mir meine persönliche Auffassung schwebender Fragen das Herz abdrückte, habe ich wohl einmal einen Artikel für den „Hamburger Korrespondenten“ geschrieben. Meistens handelte es sich dabei um eingehende Besprechung von Büchern und Schriften, die mir der Direktor Rosagin zu diesem Zweck zusandte. Das war eine willkommene Bereicherung meiner Bibliothek, und gegen eine literarische Tätigkeit solcher Art ließen sich füglich auch keine Gewissensbedenken erheben. Vielmehr sah ich — sicherlich mit Recht — in dieser Pflege allgemeiner

literarischer Interessen ein geeignetes Mittel, der Gefahr einseitiger Verengung meines Gesichtskreises vorzubeugen.

Im Januar 1878 kam mein Vorgänger im Ministerium, der Oberverwaltungsgerichtsrat Dahrenstädt, eines Tages zu mir in das Ministerium und fragte mich, ob ich geneigt sei, als Rat in das Oberverwaltungsgericht einzutreten. Ich würde mich dort im Dienst Einkommen verbessern, und sein Präsident habe ihn beauftragt, mit mir zu verhandeln. Ich erbat mir Bedenkzeit und erklärte, daß ich den Vorschlag, der manches Lockende für mich habe, keineswegs ohne Zustimmung des Ministers annehmen könne. In der Tat hatte ich große Lust, auf das Anerbieten einzugehen. Was mich besonders anzog, war die völlige Unabhängigkeit des Oberverwaltungsgerichts und seiner Mitglieder. Die Chancen für ein Aufrücken in einen höhern Gehalt waren auch für die weitere Zukunft im Oberverwaltungsgericht mindestens nicht ungünstiger als im Ministerium. Andererseits war mir doch auch meine Arbeit im Ministerium mehr und mehr an das Herz gewachsen. Ich glaubte auch meine Fähigkeiten und Neigungen richtig zu schätzen, wenn ich annahm, daß ich mehr administrativ als richterlich, mehr für praktisches Schaffen als für kritisch-theoretische Urteilsarbeit angelegt sei. Jedoch glaubte ich doch mit der Zeit auch im Oberverwaltungsgericht noch der mir dort zufallenden Aufgaben Herr werden zu können, und der Gedanke an die richterliche Unabhängigkeit ließ darum jene aus meiner Veranlagung geschöpften Bedenken mehr und mehr zurücktreten.

Ich ging zu dem Unterstaatssekretär Sydow und trug ihm die Sache vertrauensvoll vor. Bei ihm stieß ich aber auf scharfen Widerspruch. Er sagte mir über meine amtliche Tätigkeit im Ministerium viel Freundliches und bezeichnete meinen Weggang als einen schweren Verlust für den Minister. Man habe mir im Ministerium längst gern auch äußere Vorteile, ein Nebenamt, zuwenden wollen, das sei aber zurzeit, wie ich wisse, unmöglich. Er bat mich dringend zu bleiben, wollte aber mit dem Minister sprechen und mir dann Bescheid sagen. Mein Freund Barkhausen dagegen riet dringend, das Dahrenstädtische Anerbieten anzunehmen.

Der Minister Falk ließ mich zu sich kommen und sagte mir, er könne mich unmöglich gehn lassen. Mein Weggang sei ein Verlust für ihn, und meine Arbeit im Ministerium finde allseitig volle Anerkennung. Ich möge ihm das nicht antun. Er werde mir, sobald es möglich sei, meine Stellung auch äußerlich angenehmer machen. Unter diesen Umständen konnte ich wohl nur bleiben, wo ich war. Ich lehnte ab.

In der zweiten Hälfte des März 1878 führte mich eine längere und sehr interessante Dienstreife nach Kassel, Wiesbaden, Weilburg, Köln (Direktor D. Jäger), Essen, Arnsberg, Münster (Oberpräsident v. Kühlwetter), Paderborn, Göttingen, Hannover und Verden. In Göttingen erkrankte ich auf dieser Reise ernstlich an höchst schmerzhafter Gallenkolik, sodaß ich im Hotel das Bett hüten mußte. Dank der energischen Behandlung durch den Professor Dr. Ebstein und der geschickten Pflege einer Schwester Martha aus dem Klementinenhause in Hannover wurde ich jedoch durch eine Parforcekur soweit hergestellt, daß ich noch rechtzeitig nach Verden kam, wo ich den Minister bei dem dreihundertjährigen Jubiläum des Domgymnasiums zu vertreten und in der Aula öffentlich zu reden hatte. Es ging auch alles vortrefflich, und als ich nach Berlin zurückkam, war hier inzwischen ein großer Ministerwechsel eingetreten. Mein alter Chef, Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode, war Vizepräsident des Staatsministeriums und genereller Stellvertreter des Reichskanzlers oder, wie man sich ausdrückte, Vizekanzler geworden, der Oberpräsident in Hannover, Graf Botho zu Eulenburg, Minister des Innern, der Unterstaatssekretär Maybach Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten und der Oberbürgermeister Hobrecht Finanzminister. In den Kreisen des höhern Beamtentums begrüßte man die neuen Minister mit lauter Freude. Namentlich waren die Räte des Ministeriums des Innern zufrieden, daß die interimistische Verwaltung des Ressorts durch den Landwirtschaftsminister Friedenthal aufgehört hatte. Sie behaupteten, Friedenthals fieberhafte Unruhe hätte das ganze Ministerium bis zur Erschöpfung abgehakt.

Natürlich gab es unter den Räten der verschiedenen Ministerien Leute, die an die Personen der neuen Minister die gewagtesten Kombinationen über weitere Personalveränderungen in deren Ministerien knüpften. Da die Grafen Stolberg und Eulenburg in Hannover meine Chefs gewesen waren und mir auch hier freundlich begegneten, so gratulierte man mir mit wenig Takt zu allen möglichen und unmöglichen Stellungen, von denen gar keine Rede war und sein konnte. Ich hatte nur den einen Wunsch, daß man mich in Ruhe lassen möge, zweifelte auch nicht, daß das der Fall sein werde. Nichtsdestoweniger dauerte es nicht lange, bis in der Tat eine Änderung meiner amtlichen Stellung an mich herantrat.

Mitte Juni 1878 wurde ich eines Tages zu dem Unterstaatssekretär Sydow gerufen. Er teilte mir mit, daß mich Graf Otto Stolberg als Vortragenden Rat ins Staatsministerium zu übernehmen wünsche, und daß darüber mit dem Minister Falk das Nötige schon abgemacht sei, falls ich nicht widerspreche. Falk habe nach Lage der Verhältnisse dem Wunsche des Grafen Stolberg unmöglich Widerstand entgegensetzen können. Was sollte ich tun? Ich hatte von der Tätigkeit eines Vortragenden Rats beim Staatsministerium kaum eine Ahnung und wußte nur, daß einer dieser Räte, der alte Freiherr v. Wangenheim, dort die Disziplinarsachen vortrug, und daß diese Disziplinarsachen, in denen das Staatsministerium Berufungsinstanz ist, als der Gipfel der Langweiligkeit galten. Dagegen war ich persönlich dem Grafen Stolberg von früher her zu tiefem Danke verpflichtet. Er hatte mich aus der Sackgasse meiner unsichern und unzulänglichen Stellung als Kammerdirektor in Kofla ohne mein Zutun befreit und meine Wiederübernahme in den Staatsdienst bewirkt. Er hatte mich dann von Achte nach Hannover und aus dem Konsistorialdienste in das Oberpräsidium berufen und war mir dort allezeit ein ungewöhnlich gütiger Vorgesetzter gewesen. Wenn er also meine Dienste in dem Ressort begehrte, das jetzt unter ihn gestellt war, so lag darin unter allen Umständen ein Zeugnis des Vertrauens. Hiernach konnte ich meiner Versetzung zum Staatsministerium unmöglich widersprechen. Der Unterstaatssekretär Sydow sah denn auch meinen Übertritt als ganz selbstverständlich an.

Ich ging stehenden Fußes zum Grafen Stolberg und stellte mich ihm zur Verfügung. Er sagte mir, er brauche beim Staatsministerium jemand, den er kenne, und dem er Vertrauen schenke. Ich solle namentlich politische Sachen bearbeiten, ihm persönlich dabei zur Hand gehn und die Gesetzgebung, die ins Stocken zu kommen scheine, im Auge behalten.

In meinen Notizen habe ich dazu bemerkt:

„Ich selbst fühle mich derartigen Aufgaben gegenüber völlig untüchtig. Das Scheiden aus der stillen, unpolitischen, verwaltenden und aufbauenden Tätigkeit im Unterrichtsministerium, wo ich eben Herr der Arbeit geworden bin, hat nichts Lockendes für mich, wenn ich auch zugeben muß, daß ich in einzelnen, mich persönlich aber unmittelbar gar nicht berührenden Punkten den Falkschen Anschauungen recht zweifelnd gegenüberstehe, z. B. in der Frage der konfessionslosen und Simultanschulen. Genug, mir blieb keine Wahl, und so sehe ich denn meine Ernennung zum Vortragenden Rat bei dem Staatsministerium entgegen. Meinen Urlaub vom 1. bis 30. Juli habe ich glücklicherweise noch gerettet.“

Diesen Urlaub verbrachte ich mit meiner ganzen Familie in dem kleinen, damals noch sehr primitiven Seebade Lohme auf Rügen. Ich hatte ein Jahr lang im Auftrage des Ministers die Direktion des Botanischen Gartens in Berlin interimistisch geführt, und durch eine mir dafür gewährte Remuneration waren wir in den Stand gesetzt, uns und unsern Kindern diese Erfrischung zu gönnen. Wir nutzten den Aufenthalt in Lohme nach Kräften aus, nicht nur durch das herrliche Seebad, sondern auch mittels großer Wanderungen durch die ganze Insel von Arkona bis Putbus. Vier volle Wochen waren wir mit unsern sechs Kindern in Lohme.

Am 16. Juli erhielt ich meine Versetzung an das Staatsministerium, am 30. meldete ich mich bei dem Minister Falk ab und bei dem Grafen Stolberg an.

Damit war ein kurzer, aber glücklicher Abschnitt meines amtlichen Lebens abgeschlossen. Ich war dem Minister Falk und dem Unterstaatssekretär Sybow aufrichtig dankbar für das Vertrauen, das sie mir bewiesen hatten, obwohl sie so gut wie ich wußten, daß meine politische Auffassung sich mit der ihrigen nicht deckte. Wie man aber auch über die Falksche Ara denken mag, das Zeugnis muß dem Minister Falk und seinem Unterstaatssekretär Sybow jeder geben, der die Verhältnisse gekannt hat: Kleinlich waren sie nicht. Der Minister war sich, als er dem Rufe Bismarcks folgend das Ministerium übernahm, vollkommen klar darüber, daß es für ihn galt, einen großen Kampf auf Leben und Tod zu kämpfen, einen Kampf, bei dem er auf die Gegnerschaft einflußreicher, sogar sehr hoher Kreise von vornherein zu rechnen hatte. Ich bin nicht der Meinung, daß dieser Kampf richtig begonnen und richtig durchgeführt worden wäre; aber darüber bin ich nie im Zweifel gewesen — und auch die erbitterten Gegner Falks mußten das anerkennen und erkannten es an —, daß der Minister in der Überzeugung, für eine große Sache zu kämpfen, seine ganze Person eingesetzt, und daß er während der ganzen Zeit seiner Verwaltung diesen Kampf mit Tapferkeit und Selbstverleugnung, männlich, würdig und vornehm geführt hat. Es ist vollkommen richtig, was Herr von Blankenburg einst an Noon schrieb: „Falk führt nur mit Geschick und Mut alles aus, was sein Meister Bismarck will, und wenn die Majestäten nichts taugen oder wenigstens nicht soviel, als zu wünschen wäre, so ist Bismarck mindestens ebenso verantwortlich dafür wie Falk.“\*) Beide hatten die ungeheure Gewalt der katholischen Kirche über die Herzen der Menschen unterschätzt und gegenüber diesen Imponderabilien der brutalen Macht des Staates eine sieghafte Überlegenheit beigemessen, die sie nicht hatte und nicht haben konnte. Bismarck begründete seine anfängliche Zuversicht auf den endlichen Sieg des Staates ohne Zweifel ganz historisch, und seiner Dialektik war es ein Leichtes, auch Falk, ja sogar den Kaiser Wilhelm zu überzeugen. Und doch waren die eingeschlagenen Wege im Grunde ungeschichtlich, und so gab es einen Kampf der Klassen, wenn auch wohlgemeinten Theorie gegen die tiefsten, realen, religiösen Mächte, die im Menschenherzen wirksam sind. Es war ein Grundirrtum, anzunehmen, daß man den absolutierenden Priester vom Sterbebette des katholischen Christen mit Geld- oder Gefängnisstrafen verdrängen und damit die allgemeine Anerkennung einer staatlichen Machtbetätigung erzwingen könne, die der Katholik auf diesem Gebiete für völlig unangebracht und ungehörig ansieht. Was an dieser katholischen Auffassung des Priestertums falsch ist, läßt sich nicht mit Staatsgesetzen bekämpfen. Dazu gehören andre, in Wirklichkeit stärkere Mächte, und diese Mächte des Geistes wurden bei der Eröffnung und Weiterführung des Kulturkampfes in einer heute auch für einen liberalen Politiker kaum noch verständlichen Verblendung gering geachtet und beiseite geschoben. Das war in erster Linie ein Irrtum Bismarcks. Falk und Sybow haben diesen Irrtum geteilt, und der Kulturkampf ist daran gescheitert. Aber die ehrliche Einsetzung der Person für eine große, wenn auch mit Irrtümern verquidete Idee muß man dem Minister Falk lassen. Alle, die unter ihm gearbeitet haben, sind in der persönlichen Würdigung seiner ungewöhnlichen Eigenschaften und in der Anerkennung seiner sittlichen Integrität und selbstlosen Gesinnung einig. Ich teilte, als ich mich im Kultusministerium abmeldete, diese persönliche Verehrung, die Falk und Sybow genossen, durchaus und schied von ihnen mit respektvoller Dankbarkeit und nicht ohne Behmut.

(Fortsetzung folgt)

\*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Grafen von Noon. Breslau 1892, Band II, Seite 652.

